

Prof. Dr. Norbert Schneider

Direktor der Landesanstalt für Medien NRW (LfM), Düsseldorf

www.lfm-nrw.de; www.klicksafe.de

klicksafe.de mediencolloquium 2008

Internetsicherheit als Netzwerk

Nationale und europäische Perspektiven

Web 2.0 – Zauberlehrling digital.

Berlin, Landesvertretung Rheinland-Pfalz, In den Ministergärten 6

1. Dezember 2009, 16.15-16.45 Uhr

I.

Soziale Netzwerke im Kontext von Web 2.0 bringen *sehr vereinfacht gesagt* zunächst nichts anderes als eine Ausweitung von sozialen Aktivitäten, die wir aus den alltäglichen, analogen Kommunikationsformen längst kennen, Verhaltensweisen, mit denen wir von Kindesbeinen an umgehen lernen und deren Reichweite wir – aus Schaden oder nur aus Erfahrung klug geworden – gut einschätzen können, und die wir routiniert gegen allerlei Missbrauch absichern.

Das *Internet* funktioniert als Träger dieser computergestützten sozialen Netzwerke wie eine Ausweitung des menschlichen Körpers, wird eine Art von Großprothese. Es übernimmt eine ähnliche Funktion, wie sie das BVerfG dem PC im Sinne eines Teils der menschlichen Wohnung zugeschrieben hat, was ihn zu einem Stück Privatsphäre verklärt, in die niemand einbrechen darf, wenn es nicht ganz besondere Gründe gibt.

Das Internet ist und bietet zunächst nichts anderes als eine neue virtuelle Fläche, eine neue Plattform, ein neues Spielfeld, ein neues Schwarzes Brett, einen neuen Schulhof - eben eine Vergrößerung des körperlichen Radius, und aufgrund seiner interaktiven Kompetenz ein größeres Spielfeld für soziale Aktivitäten.

Dabei wirken sich, wieder vereinfacht gesagt, zunächst *drei Neuigkeiten* aus:

(1) ist es jetzt ein von A bis Z *technikbestimmter Bezirk*, im dem sich soziale Kontakte abspielen, die freilich auch wieder analog enden können. *Karin Knorr Cetina* stellt fest, dass soziale Netze eine nicht primär personenbezogene, sondern „Objektzentrierte Sozialität“ bilden, in der „Objekte Menschen als Beziehungspartner und Einbettungsumwelten zunehmend deplatziert“.¹ Ein schwieriger, gleichwohl richtiger Gedanke.

¹ *Karin Knorr Cetina*, Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften. In: *Werner Rammert* (Hg.): Technik und Sozialtheorie. Frankfurt/M. 1998, S.83f.

(2) ist die *räumliche Distanz* und der dadurch erweiterte Radius für die Partner solcher virtuellen Prozesse ein bestimmendes Merkmal, was paradoxerweise auch eine Aufhebung der räumlichen Distanz einschließt.

(3) und vor allem *überbieten* diese neuen Möglichkeiten die alten. In diesem neuen technikgenerierten Kontext findet über das hinaus, was in der Schule, im Verein, in der Familie, im Büro, im Urlaub stattfindet, tatsächlich, wenn auch virtuell, Neues statt: quantitativ und qualitativ gesehen, materiell betrachtet, zeitlich betrachtet und auch unter Beachtung der sonst üblichen Kommunikationskosten. Worin die Überbietung liegt, ist eine Frage, die ich hier nur stellen kann. Sie hat damit zu tun, ob man das alles braucht, ob es eine schöne Ergänzung ist oder ob man ohne dies nicht mehr leben kann.

(1) Was die *Technik* angeht, so bringt sie unter vielen anderen Faktoren auch einen ins Spiel, dessen Folgen besonders leicht übersehen werden. Sie schafft das Gefühl: *Alles ist irgendwie ganz leicht. So leicht eben und so schnell*, wie diese Technologie inzwischen funktioniert. Man muss nicht mehr freundlich oder grimmig dreinschauen. Man schwitzt nicht mehr an den Händen. Man muss sich keinen Ruck geben. Man muss sich nicht in Schale werfen oder die Brust aufknöpfen. *Man muss nur noch klicken*. Man muss kaum noch warten. Man behält den Gang der Dinge dabei weitgehend in der Hand. Man handelt offenbar autonom. (Dass das mitnichten nicht so ist, sei wenigstens angemerkt. Das Netz steuert und manipuliert weit mehr als ein realer Partner - nur eben anders als das Leben. Man muss nur einmal Google nutzen, um dies zu erleben).

(2) Was die *Distanz* betrifft, so macht es einen wichtigen Unterschied, ob ich einen Menschen physisch als Gegenüber habe oder nur virtuell. Wie groß diese Differenz faktisch sein kann, zeigen etwa Erfahrungen der modernen Kriegführung mit Flugzeugen. Der *Rote Baron, Kriegsheld im Ersten Weltkrieg*, hat seinen englischen Gegnern hoch über den Wolken noch ins Gesicht geschaut. Der Bomberpilot tötet mittlerweile ohne Ansehen der Person oder wird bereits selbst ferngesteuert. Man sieht nichts mehr. Der Raum löst sich als Erfahrungsraum auf, kehrt aber, wie das Bomberbeispiel zeigt, auch wieder zurück – als Treffer.

(3) Was schließlich die *Ausweitung des Spielfeldes* betrifft, die in meinen Augen den eigentlichen Mehrwert, die Attraktivität sozialer Netzwerke im Web 2.0 ausmacht, so ist eben über die *face-to-face*-Kommunikation hinaus jetzt alles, was bisher *rein theoretisch* auch schon möglich gewesen wäre, *Realität*, wenn auch eine *virtuelle*. Natürlich hätte ich schon immer meine kompletten Fotoalben meinen Studienkollegen ausleihen können. Aber das war mir zu beschwerlich – und wer weiß, ob ich sie je zurückbekommen hätte (was ich übrigens jetzt noch weniger weiß, weil die alte Paarung von Geben und Nehmen so nicht mehr funktioniert – aber wie dann? Meine Leihgabe hat ja längst Beine bekommen und lagert in einem Speicher weit weg, vielleicht in Kanada). Natürlich hätte ich schon immer zehn Mal täglich einen Freund anrufen können. Aber das war mir einfach zeitlich zu aufwendig und viel zu teuer. Natürlich hätte ich schon immer nach neuen Freunden Ausschau halten können. Aber das wäre zu mühsam gewesen. Mir fehlte dazu auch die Zeit. Natürlich hätte ich auch meine transatlantischen Freundschaften gerne gepflegt. Aber das hat die Ortszeit verhindert.

Was aus ganz lebenspraktischen, alltäglichen Umständen zwar theoretisch, aber praktisch nicht möglich war, was viel zu lange gedauert hätte, was viel zu teuer gewesen wäre, was mich auch viel zu viel Engagement gekostet hätte, das wird nun durch soziale Netzwerke wie *StudiVZ*, *Schüler VZ*, *My Space* oder *Facebook* möglich. Man kommt problemlos rein. Und von einem Moment zum andern ist jede Menge an Informationen, Kontakten, Verabredungen, Vernetzungen möglich. Kein Wunder, dass etwa *StudiVZ* im Mai 2008 127 Millionen Besucher zählt und damit auf Platz 5 in der Internetseitenreichweite klettert. Gerade Jugendliche greifen nach dieser *prima vista* fantastischen Lebenserweiterung.

II.

Es gibt auf den ersten Blick also keinen guten Grund, die Stirn zu runzeln, die Technikversessenheit zu rügen, die schon immer schädlich war, oder die neuerliche Ausdünnung des unmittelbaren menschlichen Kontaktes zu beklagen – Einwände, die seit Erfindung der technischen Medien zum Repertoire der allzeit Besorgten gehört. Wer immer sich einmal als sozialer Netzwerker betätigt hat, würde Derartiges als realitätsblinden, fortschritts- und lustfeindlichen Unfug zurückweisen und den Kritikern raten, es lieber einmal selbst zu versuchen. Sogar die Schüchternen unter ihnen

könnten sie ja mal ganz bescheiden, ganz *anonym* anfangen, und sich erst allmählich dorthin vortasten, wo man sich was trauen muss. Das ist ja auch so ein schöner Effekt: Man bestimmt, wie beim Joggen, das Tempo ganz allein. Man beginnt und man hört auf, wann es einem passt. Was soll daran riskant sein? Das alles verschafft mir vielmehr ein Höchstmaß an Autonomie, an Selbstbestimmtheit, an Möglichkeiten für meine Phantasie – sieht man einmal ab von ein paar wichtigen, durchaus vernünftigen Regeln, die es auch jetzt noch einzuhalten gilt.

Das alles klingt gut und das ist auch gut. Und nichts wäre törichter, als diese neuen Möglichkeiten, Beziehungen einzugehen und zu pflegen, oder auch nur: Alltagsprobleme schnell und restlos zu lösen, mit dem üblichen Risiko-Vorbehalt zu versehen, dass die Risiken und Nebenwirkungen noch nicht so recht bekannt sind; oder dass sich die unmittelbare Kommunikation, das warme menschliche Gegenüber, im kalten Cyberspace verschwindet. Es wäre töricht, am Fuße einer Entwicklung die hochgerechneten Besorgnisse über diese sozialen Netzwerke zu stülpen, die man jeder Neuigkeit diesen Ausmaßes entgegenhalten kann. Einerseits.

Andererseits ist eine sozialutopische, emphatische, unkritische Einstellung so wenig am Platze wie sie dies auch im alltäglichen, analogen Umgang mit und unter Menschen ist. Wir wissen jetzt schon zuviel von den Möglichkeiten, sich hier zu verirren, ausgenutzt zu werden, sich durch Selbstentblößung dem Missbrauch auszusetzen. Datenräubern in die digitalen Hände zu fallen. Gehetzt zu werden vom Cybermob. Wo es erstklassige Rechtsanwälte gibt, gibt es leider immer auch Winkeladvokaten.

Es gibt *jugendgefährdende Inhalte*, etwa mit Blick auf *Gewaltdarstellungen* oder *Pornografie*. Es gibt pornografische Songs. Man stößt auf rechtsradikale Propaganda. Oft weiß man nicht, ob eine Informationsquelle zuverlässig ist – was man beim UGC im Grunde nie weiß. Das Meiste, was man zu sehen oder zu hören oder zu lesen bekommt, ist nicht zuverlässig geprüft. Der Subjektivismus blüht – mit allen nur denkbaren Scheinblüten. Weil soziale Netzwerke ihrerseits vernetzt und vernetzbar sind, findet man dort natürlich auch all den Müll, der sich auf anderen Halden sammelt. Und den man von analogen Kommunikationsverbrennungsanlagen kennt. Man trifft auf *Foren*, in denen der *Selbstmord* verherrlicht und gelehrt wird. Man stößt auf lebensgefährliche *Pro-Ana-und Cutting-Foren*, auf Anleitungen zum Erhängen.

Eine besonders widerliche Form des Missbrauchs ist *Cyber-Mobbing*. Es handelt sich dabei um die allseits bekannten Beleidigungen Einzelner. Um Rachakte. Um das gezielte Lächerlichmachen von Personen. Um Demütigungen und Erniedrigungen. Um die Bildung von Hassgruppen – was man aus Schulklassen längst kennt und was jetzt noch leichter und schneller geht. Man kann jemanden *zumüllen* mit Nachrichten, kann peinliche Fotos ins Netz stellen oder jemandem seine Identität klauen. Wer zum Beispiel meine Basisdaten kennt, kann unter meinem Namen in eines dieser Netzwerke eintreten und mich dort auf eine Weise realisieren, dass mir, wenn ich davon wüsste, Hören und Sehen vergehen würde – üble Nachrede nach Art von *rotten neighbour*.

(Ein besonders krasser Fall hat sich kürzlich in Südkorea zugetragen. *Choi Jin Sil*, „die Julia Roberts von Südkorea“ nahm sich als Folge von Cyber-Mobbing das Leben. Ganz Südkorea trauert seitdem – und die Regierung erwägt drastische Eingriffe in die Netzkommunikation (vgl. *Marco Evers*, Terror aus dem Rechner, Spiegel 45, 2008, S.150-152)

Risiken dieser Art, die meistens aus dem Zufall des Surfens entstehen, manchmal aber auch aus sehr gezielten, *aber nicht sichtbaren* Steuerungsprozessen, sind der dunkle Teil solcher Netzwerke. Es gibt zahlreiche Trittbrettfahrer, die die Naivität und die Freude der Nutzer schamlos missbrauchen. Die aus einem Engagement Einzelner Kapital schlagen, die Gefühle kommerzialisieren. Die die Sau dort herauslassen, wo sie glauben, dass sie es ohne Sanktionen tun können.

Das alles könnte man der zynischen Logik zuordnen, *dass dort, wo Licht ist, auch Schatten ist, und wo gehobelt wird, Späne fallen*. Sinnvoller als solche Schicksalsrhetorik ist das Bemühen, aktiv gegen diese Formen des Missbrauchs vorzugehen, und das auch noch dann, wenn es für wirksame Aktionen oft sehr enge Grenzen gibt. Man sollte solchen Missbrauch den Anbietern mitteilen oder Einrichtungen des Jugendschutzes wie die KJM ansprechen oder eben auch *klicksafe*. Dabei sollte man auch ausländische Quellen nicht schon deshalb ungeschoren lassen, weil sie schwer zu schließen sind. *YouTube* zum Beispiel reagiert gut auf Beschwerden.

Vor allem aber sollte man Informationen darüber sammeln, worauf man sich einlässt, wenn man sich in solche Netzwerke begibt und wie man verhindert, ein Opfer der digitalen Parasiten zu werden. Medienkompetenz ist auch hier das Schlüsselwort.

III.

Nun haben solche Möglichkeiten des Missbrauchs wenigstens einen Vorteil. Man erkennt sie. Sie zeigen sich. Das eigentliche Problem, das bei der Nutzung solcher sozialen Netzwerke entsteht, ist das Problem der Unsichtbarkeit, genauer: *der prinzipiell unsichtbaren Daten*. Man sieht schon kaum noch, wie sie entstehen, wo sie entstehen. Man sieht schon nicht mehr, welchen Weg sie nehmen, wo sie gelagert werden. Und man sieht vor allem nicht, was mit ihnen passiert. Und wann.

Das eigentliche Problem, auf das ich hinweisen möchte, verbirgt sich hinter einem oft gehörten, dann aber nicht weiter analysierten Satz wie dem, *dass das Netz nichts vergisst*. Ich will diesen kritischen Punkt ein wenig genauer ausführen. Er entsteht nicht nur im Kontext mit sozialen Netzwerken. Er betrifft die Nutzung des Netzes ganz allgemein und daher auch die Nutzung sozialer Netzwerke.

Ich beginne mit einer wahrhaft philosophischen Frage, die, seit der Mensch denkt und dies dokumentiert, gestellt wird, und die heute in den Ohren vieler eher ein wenig angestaubt oder sogar lächerlich klingt, weil sie in so viel Pathos gehüllt ist. Diese einfache Frage heißt: *Was ist der Mensch?* Philosophen haben sie traktiert und in die Mitte ihrer Bemühungen gestellt. Dichter haben sie auf ihre Weise beantwortet. Lyrisch und dramatisch. Theologen haben sich dieser Frage gestellt und sie mit der Gottesfrage verbunden. Was ist der Mensch? - Er sei, sagen manche, ein *zoon politikon*. Er sei ein *animal ridens*. Er sei ein *homo ludens*. Was ist der Mensch? Der Mensch ist wie Gras, sagt der unbekannte Psalmist.

Was der Mensch ist – dies zu bestimmen hat mit der Perspektive zu tun, aus der heraus man fragt. Das macht die Antworten so verschieden und zugleich alle auf ihre Weise richtig.

Die Frage, was der Mensch ist, klingt in einer digitalisierten Welt noch einmal anders. Nicht philosophisch, schon gar nicht poetisch. In der digitalen Welt wird der Mensch

nicht weiter unterschieden von den Gegenständen dieser Welt. Er wird begriffen und definiert als *ein Bündel von Daten*. *Was ist der Mensch?* Jetzt nicht *homo sapiens*, sondern ein *homo digitalis*. Damit ist gesagt: Alles am Menschen lässt sich reduzieren auf 1 und 0. Der Mensch als ganzes und in all seinen Teilen und Teilchen wird auf diese Weise mit allen anderen Gegenständen dieser Welt, die sich ebenfalls auf 1 und 0 reduzieren lassen, vergleichbar. Verpackbar. Verschickbar. Vernetzbar. Die Menschmaschine lässt grüßen.

Der digitale Mensch zeichnet sich dadurch aus, dass er *datenabgleichsfähig* ist. Er ist jederzeit von der Rasterfahndung bedroht, die kein Privileg der Polizei mehr ist. War der Mensch vielleicht einmal, in der Sprache Luthers gesprochen, ein *elender Madensack* oder in der Sprache der Körpergurus ein *Kraftpaket*, jedenfalls der eine oder andere, so gilt jetzt für alle, unterschiedlos: *Der Mensch ist ein Datenpaket*. Seine Gefühle lassen sich binarisieren. Seine Gedanken. Seine Bewegungen und das, was ihn bewegt. Sein Handeln und sein Unterlassen sowieso, nicht zu reden von seinem Reden. Und aus der Vernetzung von alledem entsteht ein alter und zugleich ein neuer Mensch. Ein Abbild zum Bild, nachdem das Bild ein Abbild der Realität zu sein vorgab.

Die Prämisse dieser digitalen Anthropologie lautet: Alles am Menschen lässt sich auflösen in 1 und 0, in eine Ansammlung und Anordnung von Daten. Die Datenermittlung, die Datenberechnung und am Ende der Datenabgleich sind die Grundlage für die Bewegungsfähigkeit des Menschen, weit hinaus über das, was uns die Neurowissenschaften an neuesten Erkenntnissen anbieten. Man könnte so weit gehen, noch so eine elementare Frage, nämlich: *Was ist Leben?* damit zu beantworten, dass man sagt: *Datenverkehr*.

Dieser scheinbar sehr konkreten, sehr belegbaren, sehr praktikablen Beschreibung des Menschen begegnen wir längst in vielen alltäglichen Zusammenhängen. Der postmoderne Sicherheitswahn von Verwaltungen macht sich diese digitale Anthropologie zunutze, in Pässen, in DNA-gestützten Prozessen der Identifizierung, in medizinischen Diagnosen und Therapien. Wir haben uns daran gewöhnt, bestimmte Daten für jeweils bestimmte Zwecke zur Verfügung zu stellen. Oder wir lassen uns dazu auch zwingen, wenn es nicht anders geht. Wir sind massenhaft umgeben von Strich-

codes, aus denen Berechtigungen oder Verweigerungen hervorgehen. Der Supermarkt ohne den Strichcode hieße vermutlich nicht Supermarkt, sondern Kassenstau. Der Flugverkehr würde ohne Strichcodes bald seine Reise Flughöhe verlassen müssen.

Diese Vorstellung, diese Unterstellung vom *Datenbündel Mensch* erzeugt die eigentlichen Probleme im Umgang mit dem Netz. Denn das Netz ist so angelegt, dass es – mit unvorstellbaren Rechnerleistungen im Hintergrund, die wir nicht sehen, die aber im Wesentlichen darauf hinauslaufen, dass ein Datenabgleich möglich wird – das Netz ist so angelegt, dass der Nutzer dort als ein aktuell zumeist unvollkommener *Datenhaufen* erscheint, den man ergänzen und dann sortieren kann und dessen sortierte Teilmengen man anschließend in Beziehung zu andern Teilmengen setzen kann. Dabei ist ein weiterer Umstand zu beachten, der in dem Satz *Das Netz vergisst nichts* aufscheint.

Der analoge Mensch hätte nicht überleben können, wenn er nicht vergessen könnte. Er wäre in seiner eigenen Datenmenge, die er über ein Leben hin permanent erzeugt und anhäuft, schon früh erstickt. *Der digitale Mensch* entledigt sich des für das Überleben unumgänglichen Zwangs zum Vergessen, indem er das, was er vergessen muss, um nicht in Informationen zu ersticken, outsourct, auslagert. Das hat er dem Buchstabenmenschen abgeschaut, der – massiv mit der Erfindung des Buchdrucks – das Wissen in Bücher outgesourct hat, die dann in Bibliotheken eingestellt wurden, die bis vor kurzem die Funktion der Gedächtniserleichterung, die Erlaubnis zum Vergessen begründet haben.

Allerdings geht - und das ist ein beachtlicher Unterschied - die Erlaubnis zum Vergessen in der digitalen Welt zunächst gar nicht vom Datenträger, vom Datenbündel, vom Daten spendenden Menschen aus, der seine Daten – alles über sich, alles, was er weiß, alles, was ihn zu einem Individuum macht, was er kann, was er tut – irgendwohin auslagert. Es ist nichts, was er will, was er aktiv betreibt, es ist etwas, was im angeboten, vor allem: was ihm widerfährt, was ihm notfalls auch angetan wird. Was immer er im Netz tut und je mehr davon er tut - er begibt sich nach und nach, Stück für Stück, Datum für Datum seiner selbst. Er entäußert sich in eine Fülle von Speichern und lagert dort – ohne zu wissen, in welcher Gestalt, ohne zu wissen, wo, oh-

ne zu wissen, wie lange, ohne zu wissen, zu welchem Zweck – er lagert dort zeitlich unbestimmt. Er erhält auf diese Weise, ob er darauf Wert legt oder nicht, eine Art von vorläufigem *Status der Unsterblichkeit*. Solange die Daten nicht gelöscht werden, ist auch er, mindestens virtuell, nicht ausgelöscht. So wie er ja auch früher schon in seinen Büchern weiterlebte. Oder im Gedächtnis der Nachgeborenen. Aber eben nur, wenn er Bücher geschrieben und Enkel hatte. Jetzt leben alle, die das Netz nutzen, in dieser Verheißung – oder eben unter diesem Fluch.

Zugleich bleiben aber trotz eines permanenten Datenverlustes die abgehenden, anderswo gespeicherten Daten bei dem Menschen, der sie abgibt. Er gibt und behält und löst so erstmals die Paradoxie vom Kuchen, den man nicht essen und zugleich behalten, haben kann. Jetzt kann man beides. Etwas ist da und ist weg – ein unheimlicher Zustand, der so noch nicht zu beobachten war und mit dem zu leben gelernt werden muss. Wobei das ja nur eine der vielen Fragen ist, vor die die Nutzung des Netzes stellt – Fragen, für deren vergleichbare Vorgänger die analoge Welt teilweise Jahrhunderte gebraucht hat, um sie zu beantworten.

Das alles, was ich hier erwäge, sind keine Übertreibungen oder Überspitzungen. Ich nutze nicht die Liebe der Zeitgenossen zum unverkürzten Alarmismus, wenn ich sage: Hier entscheidet sich Entscheidendes. Was ich sage, sind nicht apokalyptische Visionen, sondern Anmerkungen zu einer Realität, die sich mir so wenig erschließt wie nahezu allen Nutzern des Netzes. Für die uns weithin noch die rechten Worte fehlen, so dass wir Anleihen bei Metaphern machen, die dann oft mehr verdunkeln als erklären. Es sind Notizen zu einer Ahnung, die einen beschleichen muss, wenn man, auch angesichts sozialer Netzwerke im Web 2.0, 1 und 0 zusammenzählt. Und da hat man es nicht etwa mit einer *Petitesse*, mit *peanuts* zu tun, wenn man bedenkt, dass das Internet derzeit dabei ist, in alle Ritzen des menschlichen Lebens einzudringen, dass die Veranstalter von Portalen in einer Art von hilfloser Schweigsamkeit nicht mehr sagen - oder eher stammeln -, als dass sie nichts Unrechts vor hätten, was vielleicht sogar der Fall ist, aber nach aller Erfahrung nicht mehr ist als ein Ausdruck von Naivität und die Beschreibung des Augenblicks.

Die Frage nach der Erzeugung und Verbringung und Nutzung der Daten, die Datenfrage ist die Kernfrage aller digitalen Kommunikation. Solange sie nicht einigermaßen

nachvollziehbar beantwortet ist, ist Netzkommunikation mindestens mit Bezug auf die schönen Prophezeiungen von der nun endlich möglichen Selbstbestimmung des Menschen, von einem gewaltigen Risiko geprägt.

IV.

Wenn ich dies auf einen Teilbereich wie die sozialen Netzwerke beziehe, wird unmittelbar plausibel, was hier zur Debatte steht. Das Beispiel von der Nutzung von Daten Minderjähriger durch den Personalchef eines Betriebes bei einer Bewerbung Jahre später ist einigermaßen bekannt – und belegt.

Gerade weil niemand sagen kann, was von dem, was er preisgibt, eines Tages gegen ihn verwendet werden kann, ist in diesen Vorgängen nichts Unschuldiges. Naivität kann folgenreich sein. Sie aber ist ihrerseits, mindestens in Form von Ungezwungenheit und Unbefangenheit eine Grundlage für eine gelingende Kommunikation. Man praktiziert nicht Frieden mit der Faust in der Tasche.

Was heißt das für die Nutzung sozialer Netzwerke? Es reicht nicht zu sagen, dass alles seinen Preis hat, wenn man den Preis noch gar nicht kennt. Es reicht nicht zu sagen, dass es Genuss ohne Reue nicht gibt, solange man nicht weiß, wann die Zeit zur Reue gekommen ist. Es reicht nicht zu sagen, dass es in jeder Bilanz eine Gewinn- und Verlustrechnung gibt, wenn man nicht einmal ahnt, wie hoch beides sein könnte.

Umso wichtiger ist es, dass sich diese Branche mit Blick auf den Menschen als Datenbündel im weltweiten Datenverkehr strikte Regeln ausdenkt und vollzieht, die einen Genuss ohne Reue wenigstens im Ansatz erlauben. Dazu brauche ich mindestens eine *roadmap*, die mir zeigt, welche meiner Daten wohin gehen und was mit ihnen passiert. Die kann ich mir nicht selbst malen. Die muss von denen angeboten werden, die meine Daten wollen. Die sie verkaufen, die sie zu Geld machen wollen.

Da wäre dann das Mindeste, dass sie mich im Zweifel an den Einnahmen beteiligen. Weil Datenspenden längst so etwas ist wie Blutspenden.

Zugleich kann die ergänzende Devise nur heißen: Was nicht weg ist, kann auch nicht verkauft werden. Behaltet soviel wie möglich von euren Daten für euch – was nicht zuletzt heißt: Haltet auch mal die Klappe!

Die Vorstellung, dass in ein paar großen Datenspeichern das Dichten und Trachten nahezu aller Menschen lagert, die sich ins Netz begeben haben, mag vielleicht etwas übertrieben sein – Tatsache ist, wie viele Beispiel zeigen, das Daten, die es gibt, auch genutzt werden, im Zweifel von solchen, die dazu gar kein Recht haben. Dem müssen diejenigen einen Riegel vorschieben, die meine Daten abschöpfen, weil dies vielleicht unumgänglich ist, wenn man ins Netz geht. Hier gibt es eine Bringschuld der Netzindustrie, die sich nicht in abwiegelnden Erklärungen erschöpfen kann, das alles nicht so schlimm oder ganz anders sei.

Wie wollen wissen, was wirklich sein könnte. Das wird keine Sache von jetzt und gleich sein. Das wird nicht nur technische Lösungen erfordern, die erst gefunden werden müssen. Aber es muss sicher sein, dass es in diese Richtung geht, auf einem Weg, an dessen Ende die Interessen einigermaßen ausgeglichen sind. Der Geist ist aus der Flasche. Wir sehen eine Büchse und wollen nicht, dass es die Büchse der Pandora ist, voll mit diesen griechischen Geschenken, vor denen sich die Trojaner so gefürchtet haben. Der Zauberlehrling kommt nicht mehr zur Ruhe. Es sei denn – es sei denn, die Verantwortlichen aus allen Disziplinen setzen sich zusammen und stellen erst einmal die Liste der Fragen auf, die behandelt werden müssen und verständigen sich darauf, wie man zu Antworten kommt.

Anders ist der Klick auch in ein soziales Netzwerk, den viele so gerne machen, nicht *safe* genug.

Doch vielleicht reicht alles nur für einen erregten Augenblick. Vielleicht ist die Verfallszeit sozialer Netzwerke kürzer als wir denken. Am 3. November 2008 hat der amerikanische Publizist *Andrew Keen* beim Medientreff des Frankfurter Flughafenbetreibers *Fraport* das Ende von Web 2.0 in seiner gegenwärtigen Gestalt vorausgesagt. Speziell die sozialen Netzwerke würden aus Ertragsschwäche eingehen. Die *Stunde der Stümper* sei dann vorbei, der *Kult des Amateurs* werde sich nicht halten, sondern es werde ein „von Experten geprägtes Web 3.0“ entstehen.

Warten wir ab, ob es sich um eine der typischen digitalen Prophezeiungen handelt, deren Verfallszeit noch kürzer ist als die Sache, der sie gilt. Und verlassen uns bis dahin lieber auf *klicksafe* als auf die Netzpropheten.